Schliffscheiben

Autor(en): **Marti-Wehren, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636702

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zum Bild oben rechts: Das Haus in Adelboden, in welchem sich die hier abgebildeten Schliffscheiben befinden. Es wurde im Jahre 1783 vom Gerichtsschreiber Christian Bircher erbaut und gehört heute Wilhelm Pieren. (Photos E. Gyger, Adelboden)

Schliffscheiben

Im ganzen Bernbiet vom Oberland bis zum Jura findet man noch hie und da in alten Bauernhäusern kunstvoll geschliffene Scheiben mit Wappenbildern und Inschriften. Diese Schliffscheiben waren meistens Geschenke, die der Erbauer eines neuen Hauses von Freunden und Verwandten erhielt. Zum Dank dafür bewirtete er die Geber mit einer Mahlzeit, die man in Saanen das «Fenstermahl» nannte. Die Kunst des Glasschleifens kam in Deutschland um 1600 auf, ihre volle Entwicklung erreichte sie jedoch erst ungefähr 100 Jahre später in Böhmen und Schlesien, als es gelang, ein verbessertes, kristallklares Glas herzustellen. Viele dieser Glasschleifer reisten weit in Europa herum, um die Erzeugnisse ihrer Kunst abzusetzen. So sind wohl auch die ersten schweizerischen Schliffscheiben aus der Zeit um 1680 von solchen herumziehenden Meistern hergestellt worden. Von diesen liessen sich etliche später in unserem Lande nieder und von ihnen erlernten einheimische «Glaser» die Schliffkunst, die dann in der Folge so recht zu einer eigentlichen Volkskunst wurde.

Ueber die Technik des Glasschliffs schreibt Dr. A. Staehelin-Paravicini in seinem grundlegenden Werk «Die Schliffscheiben der Schweiz» (Basel 1926): «Die hiezu dienliche Vorrichtung, das Trempel- oder Schneidzeug, besteht aus einem soliden Werktischchen, unter dem eine horizontale Kurbelwelle mit einem Schwungrad angebracht ist. Die an beiden Enden zugespitzte Welle läuft in den Vertiefungen zweier verstellbarer harter Holzklötze, den Fröscheln. Die um das Schwungrad gezogene Schnur, Lederriemen oder Darmsaite überträgt die Bewegung auf das oben befindliche kleine Triebrädchen, die Spille. In die konische Bohrung der Spille werden entsprechend zugespitzte, kleine, eiserne Spindeln gesteckt, die an ihrem freien Ende die eigentlichen Werkzeuge, die Steinzeiger, kleine Rädchen oder Knöpfchen aus Metall, tragen. Diese werden mit einer Mischung von Oel und feingepulvertem Schmirgel beschickt; die scharfen Körnchen setzen sich im weichen Metall fest und greifen das ihnen entgegengeführte Glas an, sobald das Steinzeug durch den Trempel in rasch rotierende Bewegung gesetzt wird. — Zunächst fertigt der Glasschleifer eine Zeichnung in natürlicher Grösse an und legt dieselbe unter das zu bearbeitende Stück Glas. Die matt zu schleifenden Flächen werden zuerst mit roter Farbe bemalt und dann mit den oben angeführten Steinzeigern bearbeitet. Nachher wird das Glas wieder auf die Zeichnung gelegt, und die heller zu haltenden Partien für Kartuschen, Figuren oder Ornamente werden nachgezeichnet. Sie werden dann mit einer Scheibe aus feingekörntem Stein geschliffen. Konturen und Rippen werden durch eine heissgeglühte Scheibe mit scharfen Kanten hervorgebracht und zum Schluss werden die feinen Schattierungen und die Inschriften mit einem griffelartigen, dreieckigen, sehr scharfkantigen Eisenstück von Hand eingraviert. Blanke Stellen werden mit einer Scheibe von Pappelholz bearbeitet und endlich mit einer mit Kreide oder rotem Ocker belegten Filzscheibe fertig poliert.»

Neben Darstellungen aus verschiedenen Handwerken, biblischen Szenen, Reitern und Soldaten zu Fuss, zeigen die Schliffscheiben vor allem Wappenbilder. Nicht nur der Patrizier und der Kleinburger in der Stadt, sondern auch der Bauer auf dem Lande hielt viel darauf, ein eigenes Wappen zu führen. Die in zierlichem Rokokostil ausgeführten Scheiben aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigen das Wappen inmitten von Rokaille- oder Muschelmotiven, Sterngitterwerk, Rosenbüscheln, reichen Guirlanden und Perlbehängen. Mit Edelsteinen verzierte Kronen überhöhen das Wappen, das gelegentlich auch etwa von einem Adler oder Löwen gehalten wird. Darunter steht der Name und Stand des Wappenträgers und seiner Frau und die Jahrzahl. Beliebt war, besonders bei der ländlichen Bevölkerung, das Anbringen eines frommen Spruches im obern Teil der Scheibe.

Wie einleitend erwähnt wurde, waren die meisten dieser Schliffscheiben Geschenke, die dem Bauherrn in sein neu ersteltes Haus gespendet wurden. Die hier abgebildeten Stücke stammen aus dem Hause, das der Gerichtsschreiber Christian Bircher im Jahre 1783 auf der Schwandzelg bei Adelboden errichten liess.

Robert Marti-Wehren